

Flüchtlinge ohne Brot.

Unter den galizischen Flüchtlingen, die jetzt in Wien leben, gibt es viele, sehr viele, die allerbitterste Not leiden müssen. Groß ist die Zahl der Widder des Glucks, die diese durch das Wüten des Krieges aus Heimat und Heim und aus ihren Berufen vertriebenen Menschen bieten. Ein solches Bild des Glucks tritt jenen vor das Auge, die der Weg durch die Große Mohrengasse in der Leopoldstadt führt. Viermal in der Woche, Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag, wird dort von einem Hilfsausschuß, der sich schon gebildet hat, als die ersten Flüchtlingszüge in Wien eintrafen, an viele der Vertriebenen Brot verteilt. Nur viermal. Trotzdem die Verteilung täglich notwendig wäre und trotz der vielsagenden Wahrnehmung, daß es viel mehr Hungerige gibt, als bereitet werden können, denn nur langsam und spärlich fließen die Spenden, die der Hilfsausschuß zur Beschaffung des Brotes braucht; die Mittel reichen nicht, um alle zu befriedigen, die sich an den für die Verteilung bestimmten Tagen einfinden und nach Brot, trockenem Brot verlangen.

Die Brotverteilung beginnt um 8 Uhr früh. Aber schon lange vorher sammeln sich die notleidenden Flüchtlinge vor dem kahlen, unvermieteten Geschäftslokal im Hause Nr. 2, wo das Brot verabfolgt wird. Die Zeit für die Verteilung des Brotes ist bis 11 Uhr vormittags angesetzt. Diese Stunde ist jedoch immer noch fern, wenn der Brotvorrat schon zu Ende ist.

Ein Wachmann muß für Ordnung sorgen, denn das Gedränge der Hungernden ist groß, und es wird verstärkt durch die Befürchtung, nicht früh genug dranzukommen und ohne Brot weggehen zu müssen; dann gibt es unter den Drängenden auch viele, denen wegen der kärglichen Mittel des Comités noch keine Brotanweisungen eingehändigt werden konnten, die jedoch immer wieder kommen, vom Hunger getrieben, von der Sucht, ein Stück duftenden Brotes zu erringen, die sich aber wieder entfernen müssen, ohne die erhoffte Spende erhalten zu haben. Die anderen, die Glücklicheren, reichen ihre Anweisung hin und bekommen je nach der Größe ihrer Familie einen halben Laib bis zwei Laib Brot.

Alle, die sich da drängen, zeigen auch in ihrem Äußern den Jammer, den sie zu überwinden haben. Die Männer sind zumeist in die typischen langen, rückwärts geteilten Röcke gekleidet, die die ganze Gestalt umhüllen; die schmierigen Plüschhüte decken in der Mehrzahl grauhaarige Köpfe, wölben sich über blaffen, von Entbehrung erzählenden Gesichtern. Noch elender schauen die Frauen aus. Alle sind sie sehr ärmlich gekleidet, viele nur sehr notdürftig. Von Kälte und Nässe bedrängt, hin und her trippelnd auf zerrissenen, schiefgetretenen, wie in Not getauchten Schuhen, harren sie geduldig, die Brotanweisung, die sie aus schmutzigen, vielgebrauchten Papieren hervorgehacht haben, in der Hand. Mancher schaut aus dem bunten, schadhafte Umhängtuch auch ein schmalwangiger Säugling, andere führen größere, mit Tüchern verummte Kinder mit sich.

Wer diese Darbenden um ihre Schicksale fragt, hört nur deren Kummer und Not, sieht die schwarzen Schatten, die in ihr Leben fielen. Da ist unter denjenigen, die noch keine Brotanweisung bekommen konnten, eine alte, von ihren Jahren, von Jammer und Kummer völlig zusammengeschrumpfte Frau. Der Hörer kann aus den Worten, die sie aus dem fast zahlosen Munde sprudelt, nur schwer klug werden. Aber er begreift doch, daß sie in Wien ganz allein stehe, daß sie irgendwo auf der Flucht ihren Schwiegersohn verloren habe, der für sie, wenn er da wäre, wohl sorgen würde. Mit Beharrlichkeit kommt sie immer wieder auf ihre verlassene Wirtschaft zu sprechen, auf ihr schönes Bettzeug, einen kleinen Hausgarten, eine Kuh.

Ein alter Mann mit grauen Schläfenlocken spricht, indem er seine Erzählung mit lebhaften Armbewegungen begleitet, von der netten Wohnung, die er gehabt, ist aber doch froh, gleich nach seiner Ankunft in Wien ein Obdach gefunden zu haben, ein Kabinett, das er allerdings mit fünf anderen Flüchtlingen teilen müsse.

Er eilt mit seinem Laib Brot im Arm durch den Straßenschlamm hindurch, auf Schuhen ohne Absätze, die Spitze seines langen Rockes aufrassend wie eine Frau.

Von Not und Glend erzählt auch eine junge Frau, die ein Kind an der Hand führt, das schon von dem gespendeten frischen Brote ist, von ihrer Trübsal erzählen auch zwei Arbeiter, ein Uhrmacher und ein Schneidiergehilfe.

Der Brotvorrat ist inzwischen zu Ende gegangen, aber vor dem Laden, in dem die Verteilung vor sich ging, sammeln sich immer wieder neue Gruppen von Flüchtlingen, hungernden Männern und Frauen, die verlangend durch die Glascheiben starren, die sich, durch ihren Hunger hartnäckig geworden, nicht fortzuschicken lassen wollen, mitten unter ihnen auch ein kleines Mädchen, das ihre Nase am Fenster plattpreßt und die schwarzen Augen in dem mageren Gesichtel nicht von dem Innern des Ladens trennen will.

Aber die Brotlaibe, die der Laden barg, sind verschwunden. Nur an ungefähr 750 Familien kann der Hilfsausschuß Brot verteilen, was etwa 2200 Portionen gleichkommt; der Hungerigen aber, die Brot wollen, sind viel, viel mehr.